

fördert ihre Verfestigung und ihre Verkrampfung. Dann bedeutet aber die Siebenerreihe der gewählten Stichworte eine kritische Frage an den ersten Teil meiner Ausführungen: ist nicht eine Theologie, die sich um die Stichworte «Bruch, Aufbruch, Durchbruch, Abbruch, Einbruch, Anbruch, Ausbruch» bewegt, als «Aufbruchstheologie» paradox genug bereits auf dem Wege, sich selber zu verfestigen? Inwiefern kann denn eine solche Theologie noch *christliche* Theologie sein? Sie könnte ja nichts anderes sein als die Beschreibung phänomenal erkennbarer Zustände und Verhaltensweisen innerhalb der Welt der Religionen. Sie könnte sich mit irgendeiner Philosophie verwechseln, zu einer «Philosophie der Bewegung» werden. Wir müssen auf den Anfang unsres Vortrages zurückgreifen. Es war uns dort wichtig, unsere Berufung als Theologen in *dem* Gott zu begründen, der berufen hat und heute ruft. Wir sagen jetzt nichts anderes, wenn wir, in Interpretation dieses Anfangssatzes über unsre Berufung, sagen: die Christlichkeit einer Theologie entscheidet sich darin, daß *der Meister ruft und wir ihm nachfolgen*. Es gehört zur Meisterschaft seiner nie aufhörenden Kritik, daß er die -ismen uns verdächtig macht, ihre Zweideutigkeit offenbart, sie aufhebt und weglegt. Wo wir bis dahin die -ismen sahen, steht nun ER: «Sie sahen niemanden als Jesus allein!» Siebenmal ruft er, das wahre Anliegen der Stichworte aufnehmend, in seine *Nachfolge*: er ruft uns zur gemeinschaftlichen Läuterung unsrer Erfahrungswelt, zum rechten *sacrificium intellectus*, zur bestimmten und umgrenzbaren Sache der Theologie, ruft aus der Schuld heraus in sein barmherziges Gebot und Aufgebot hinein, er ruft zum Glauben und also zum Innwerden in der sichtbaren Gemeinschaft seiner Gemeinde, er ruft die Völker und zuvörderst unser eigenes Volk zur echten Buße auf den Tag seiner Reichsvollendung hin, er ruft sein Volk auf die Weide seines Wortes.

Damit kommen wir zum Letzten. Wir haben uns Gedanken gemacht über die Reform des theologisch akademischen Lebens. Wir haben von einer ökumenischen Wendung in den Herzen der Dozenten zum Wohl der Studenten gesprochen und haben uns gegen eine sture Fachwissenschaftlichkeit abgegrenzt. Wir haben aber in diesem Zusammenhang nicht nur von der Grenze, sondern auch von der Größe und der Würde gesprochen, die gerade auf diesem Wege jeder einzelnen theologischen Disziplin zurückgegeben werden könnte. Ich halte es für die Zukunft unsrer Kirche für entscheidend wichtig, daß auf dem Felde des Neuen Testaments in bescheidener Zucht und in ökumenisch offener Gesinnung emsig gearbeitet wird. Hier, wo die Stimme des Meisters ertönt — sie ertönt als die Stimme Jesu von Nazareth, des für uns erhöhten Herrn! —, hier wird ganz von selber dafür gesorgt werden, daß uns die -ismen dauernd aus den Händen genommen werden, wir über falsche Alter-

nativen hinwegkommen und wir uns (*wenn wir durch ständige Textanalysen vor der Schaffung eigener abgeschlossener Positionen bewahrt werden!*) beständig *im exegetischen Knechtsdienst als einer Schule der Ehrfurcht* üben können.

Es wäre ein gründliches Mißverständnis, wenn meine Ausführungen als ein Appell in Richtung auf eine «Allerweltstheologie» verstanden worden wären. Es ist wahr, daß wir in unsrer heutigen missionarisch-ökumenischen Situation Theologen sein müssen, die für alle Disziplinen offen zu sein haben. Gerade als diese Theologen der «Allberührbarkeit» aber werden wir nur dann vor einem allgemeinen theologisch-ökumenischen Geschwätz bewahrt werden, das uns weder der Kirche noch der Welt empfiehlt, wenn wir in der gebotenen ökumenischen Aufgeschlossenheit bei unsrem Leisten bleiben und so ganz schlicht mit der Tat bekennen, daß unser Herr uns *konkret* in einen *umschreibbaren* Dienst gerufen hat und uns in diesem Ruf behält. Die Fachwissenschaft ist dann nicht das Gefängnis, in das sich einer — halb zog sie ihn, halb sank er hin! — einsperren läßt, sondern das Übungsfeld, auf dem der Glockenton der christlichen Freiheit hörbar wird und etwas von der verheißenen Doxa der Vollendung aufleuchten darf. Daß wir *so* Theologen sein dürfen, das ist ein Geschenk, für das wir nur mit unsrem immerwährenden Einsatz danken können.

Basel.

Werner Bieder.

Gegenfragen

zu den Fragen an Karl Barth.

Es scheint nicht wenige zu geben, die heute rätselnd und kopfschüttelnd um Karl Barth herumstehen und fragen: Why is Barth silent on Hungary? Im Anschluß an einen so betitelten Artikel R. Niebuhrs in «The Christian Century» hat P. Vogelsanger diese Frage im Aprilheft der «Reformation» sozusagen in ultimativer Form aufgenommen: «Jetzt ist Karl Barth unüberhörbar gefragt, und alle, die in Hochachtung zu seinem theologischen Werk aufblicken, warten gespannt auf ein Wort, das dieses Zwielficht klären soll.»

Ob der also in die Schranken Geforderte, um nicht zu sagen auf die Anklagebank Versetzte, sich durch solche Töne aus dem Busch klopfen läßt, bleibe ihm überlassen. Ich habe hier nichts vorwegzunehmen, noch mich zu seinem Anwalt aufzuschwingen. Es sei mir aber gestattet, sozusagen en attendant einige Gegenfragen zu stellen.

Die Position, aus der heraus jene Frage an Karl Barth gerichtet wird, ist ungefähr die: Wir haben von Anfang an kompromißlos und leidenschaftlich Nein gesagt zum Sowjetkommunismus. Wir haben seine Lüge durchschaut und sein antichristliches Wesen von Grund auf erkannt. Diese radikale und prinzipielle Absage ist durch die Novemberereignisse in Ungarn als die einzig richtige und christliche Haltung bestä-

tigt worden. Wir hatten daher den Rücken frei, um die Versklavung des Ungarnvolkes mit den richtigen Ausdrücken zu apostrophieren, und haben dies denn auch getan.

Karl Barth hingegen konnte oder wollte offenbar die abgründige Bosheit des Sowjetimperialismus nicht so entschieden und leidenschaftlich verurteilen und an den Pranger stellen, wie es sich für einen ordentlichen (westlichen?) Theologen gehört hätte, was um so verwunderlicher ist, als er es doch seinerzeit dem Hitlerium gegenüber gekonnt und gewollt hat. Er verschließt sich unerklärlicherweise der Erkenntnis, daß es sich bei dem Nationalsozialismus und dem Sowjetkommunismus nur um die braune und rote Varietät der einen Gattung Totalitarismus handelt, denen darum prinzipiell mit dem gleichen Abscheu und mit den gleichen Waffen begegnet werden muß. Wie konnte er nur? Aus einem untergründigen «Antiamerikanismus» heraus? Aus seiner «historisch falschen Meinung» heraus, «es handle sich beim Kampf zwischen Kommunismus und Demokratie um eine Variante des Gegensatzes von Slawen und Germanen oder um eine von der Kirche bewußt zu ignorierende gegenseitige Einkreisungspolitik zwischen Rußland und Amerika»?

Wie dem auch sei, jedenfalls hat Karl Barth aus dieser von Vorurteilen getrübbten Sicht heraus der ungarischen Kirche in den letzten zehn Jahren «falsche Ratschläge» erteilt, welche diese Kirche «in Verwirrung geführt» haben. Jetzt, nachdem die Geschichte selber «seine Urteile so entschieden verworfen» hat, stünde es ihm wohl an, «bescheiden seinen Irrtum über Ungarn» zu bekennen. Es bleibt ihm ja auch dann, wenn er seine *politische* Inkompetenz zugegeben hat, der ungeschmälerte Ruhm seines *theologischen* Werkes!

Soweit ungefähr die Position jener Frager. Und eben zu dieser Sicht und Darstellung der Dinge seien mir einige Gegenfragen gestattet.

1. Hat man auf seiten jener Fragesteller, bevor man Barth der Vorurteile und der politischen Naivität bezichtigt, das, was er zu der und von der ungarischen Kirche gesagt hat (es handelt sich wohl im wesentlichen um die Dokumente, die er 1948 im Anschluß an seine Ungarnreise unter dem Titel «Die christliche Gemeinde im Wechsel der Staatsordnungen» veröffentlicht hat), nicht nur einer «scharfsinnigen Analyse» unterzogen, sondern auch einmal vorurteilslos und im Zusammenhang *gehört*? Hat man sich die Mühe genommen und versucht, ihn wirklich von innen heraus, d. h. von seiner theologischen Sicht heraus, zu verstehen?

2. Wenn ja (wie sollte es an dieser primitivsten Voraussetzung für ein Gespräch gefehlt haben!), dann fragt es sich allerdings weiter, wie man Karl Barths Theologie so von seiner politischen Sicht und seinen kirchpolitisch-seelsorgerlichen Ratschlägen an

die Kirche in Ungarn trennen, wie man jene so großzügig loben, diese so gründlich tadeln kann. Wie kann eine lobenswerte Theologie politisch so versagen, daß sie es nicht einmal merkt, wenn sie in zwei verschiedenen Systemen denkt, nämlich einem «bewußten theologischen Gedankensystem und einem tieferliegenden politischen System»? Wie weit kann es mit der «Weisheit und Klarheit» einer Theologie her sein, welche «einerseits zu starr eschatologisch» ist, als daß sie noch «Raum für die relativen politischen Entscheide läßt», und andererseits einen solch «extremen Pragmatismus» vertritt, daß der Widerstand Barths in der Nazizeit als «reiner Zufallstref» bewertet werden muß?

3. Nebenbei gefragt: Besteht diese Gefahr der Doppelgeleisigkeit nicht umgekehrt dort, wo man dann, wenn es um politische oder andere Fragen des «gewöhnlichen Lebens» (1. Kor. 6, 3) geht, nicht mehr oder nicht mehr direkt unter der Herrschaft des auferstandenen und wiederkommenden Herrn und seines Wortes, sondern unter derjenigen bestimmter «Grundprinzipien und Wertstrukturen» denkt?

4. Was für ein innerer Zusammenhang besteht eigentlich zwischen den Novemberereignissen in Ungarn und jenen «falschen Ratschlägen» und politischen «Fehlurteilen» Karl Barths, daß man sagen kann, die Geschichte habe «seine Urteile entschieden verworfen»? Was mag das für eine Theologie sein, deren Urteile mit dem Gang der Weltgeschichte stehen und fallen?

5. Was haben all die unzähligen kirchlichen und weltlichen Protesterklärungen gegen die Unterdrückung des ungarischen Aufstandes, aufs Konkrete gesehen, eigentlich gefruchtet? Steht all diesen Zeugnissen einer empörten Hilflosigkeit jenes Telegramm, das Karl Barth und Pfr. M. Pradervand an den Bevollmächtigten in kirchlichen Angelegenheiten Janos Horvath gesandt haben, und das die Freilassung von vier Pfarrern bewirkt hat, nicht als einziges wirklich helfendes Wort gegenüber? Hätte ein unzeitiges Wort zur Befriedigung theologischer Bedürfnisse, in die leere Luft hinausgeredet, jenes «gezielte» und wirk-same Wort nicht unmöglich gemacht? War es nicht schon um jener gefangenen Pfarrer willen gut und weise, im übrigen zu schweigen? Und endlich: hat man denn jenen persönlichen Brief Karl Barths an den Bischof Bereczky (Kirchenblatt 1952, Nr. 8, S. 123), der zwar wohl nur durch eine «grobe Indiskre-tion» an die Öffentlichkeit gelangte, nun aber doch eben vorliegt¹, ganz vergessen, daß man mit seiner

¹ Es seien hier doch einige Sätze aus jenem Brief wiederholt. Barth schrieb an Bereczky, er protestiere im Westen, daß man den ungarischen Bischöfen Anpassung und Kollaboration vorwerfe; er habe aber an sie die viel dringlichere Frage, ob sie nicht unbesehen die kommunistische Geschichtsphilosophie übernehmen und daraus einen christlichen Glaubensartikel machen: «Wie kommt es, daß Sie jetzt den 'Sozialismus', als ob es da nicht die geringste Frage gäbe, auf Ihre Fahne (die Fahne der Kirche Jesu Christi!) setzen

politischen Stellungnahme so billig fertig zu werden meint? Wenn man es vorher noch nicht gemerkt hat, dann hätte man spätestens dort darauf stoßen können, daß all die ungezählten Anklagen, welche ihm Anti-amerikanismus bis Kryptokommunismus vorwerfen, an ihm vorbei ins Leere zielen. Dort, wo sie ihn zu sehen meinen, steht er jedenfalls nicht, und es wäre viel gewonnen, wollte man doch einmal den Weg unter die Füße nehmen und ihn aufsuchen, wo er daheim ist.

Dürnten.

1. 11. 1960

Hans Roy.